

Umbrische Reisegeschichtelein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Veilchen

Auf meinem Tisch die Veilchen
Trug liebe Hand herein,
Und wart' ich noch ein Veilchen,
So blühen sie auch am Rain.

Und wart' ich noch ein Veilchen,
So blühen sie auch am Wald
Und schlingen blaue Seilchen *antsch !*
Sich durch die Wiesen bald.

Und warten noch ein Veilchen,
Das will ich ruhesam,
Da mir vom Lenz ein Teilchen
Schon in die Stube kam.

Ernst Zahn, Gölchenen.

Umbrische Reisegeschichtelein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

4. Nach Amerika.

In der alten Bergstadt Aquila hatte ich mich zweier Gräber wegen ein Veilchen aufgehalten. Im einen Grabe ruht der Mönch und Demokrat Bernardino von Siena, der gewaltigste Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts. Er donnerte nicht bloß gegen die Lauheit und Schlechtigkeit der Massen, sondern redete besonders gern auch den Fürsten Italiens ins Gewissen und fürchtete sich nicht, den Gonzaga und Este und Visconti ihre volkaussaugende Politik als Sünde vorzuwerfen. Brot für die Seele, aber auch Brot für den ausgemergelten Leib seines lieben Volkes heischte er. Auf einer Missionsreise nach Neapel streckte den lärm- und kampfgewohnten Mann ein plötzlicher Tod hier in der stillen Abbruzzenstadt nieder.

Das andere Grab am andern Ende der Stadt gehörte dem armen Einsiedler Petrus, den das Konklave im Jahr 1298 zum Papst erwählt und aus seiner Wildnis geholt und beinahe mit Zwang gekrönt hatte. Unglücklich war der Eremit, und seine Einfalt wurde von der ganzen Welt mißbraucht. Rasch dankte er wieder ab, entflo, ward gefangen und starb in der Haft seines Nachfolgers vor Heimweh nach den Tannen und Quellen des Gran Sasso und der Freiheit und dem Frieden seiner Bergflauen.

Als ich nun von der Kirche Bernardinos zum Grab des Einsiedler-Papstes pilgerte, das an einem Zipfel des Weichbildes liegt, konnte ich eine gute Zeit lang nicht recht vorwärtskommen. Es drängten sich Frauen und Männer und Kinder mit großen

Bündeln auf dem Rücken und langen Stecken in der Hand die Gasse hinaus. Da stand eine Menge Karren bereit, hochbelastet von Kissen und Körben und von den ungeduldigen Buben schon hin- und hergestoßen. Die Burschen trugen dicke braune Samthosen. Die Weiber hatten steife Wolldecken unter dem Arm. Es galt jedenfalls ein großes Stück Weg.

Die Männer sahen ernst, etliche ältere gleichgültig drein. Die Frauen hatten Tränen in den Augen. Aber die Kinder lachten, und ihre Köpfe zappelten, und die Knie der acht oder neun Knaben vor allem zitterten vor Reiselust. Alle Gesichter waren weich und feucht wie nach Küssen und Umarmungen.

„Avanti!“ rief ein großer älterer Mann an der Spitze, schwenkte nochmals den breiten Filzhut gegen ein Fenster und schritt voraus.

„Orsu!“ Die Truppe mit Bündeln und Karren setzte sich gegen den Bahnhof in Bewegung.

„Maddalena!“

Eine dünne, alte, heftige Stimme schrie das irgendwoher.

„Nicht zurückschauen! Nicht zurückschauen!“ murmelten sich die Pilger zu, und man schob eine hübsche junge Frau in die Mitte zwischen zwei schwerknochige Männer.

Aber da blühte der Schrei wieder durch die Luft, scharf und blutend: „Maddalena!“

„Coraggio!“ brummen die zwei Männer und flemmten die Bedrängte mit den Ellbogen fester.

Aber das Weib ward bleich, zitterte, wandte ſich langſam, mühsam um.

„Fanciullina mia, fanciullina mia!“ Klang es jetzt wie ein Trompetenruf. Das war ſo hell und dringend, daß die Frau ſich losriß, mit ein paar Stößen durch den hintern Zug rang und die drei plumpen Stufen zum nahen Haustor emporſlog, in die ausgebreiteten Arme einer alten, kleinen, ſchwer verrunzelten Mutter.

Man hörte nur Schluchzen und Küſſen. Es war ein hartes Trennen.

Der Zug ſtockte. Die ganze Geſellſchaft kehrte ſich um und ſah unwillig und doch mitleidig zu. Was hatte es gekoſtet, der Alten Lebewohl zu ſagen, ſchon drinnen in der Stube! Und das alte Weiblein hatte verſprechen müſſen, nicht herauszukommen, bis der Zug vorbei ſei. So geſchehe die Trennung am leichtesten. Dafür bekam ſie nochmals drei warme Küſſe. Aber als ſie nun die Karrenräder rollen und den Schritt der Männer auf dem Holperpflaſter hörte, übernahm es ihre alte heiße Seele, und ſie ſtürzte zum Tor hinaus und ſchrie, wie ein geängſtigtes Drosselweibchen dem Jungen nachſchreit, das heute flügge ward und eigene Wege ſucht. Hinter ihr ſtand der Vater, noch älter und runzliger. Aber er nickt, lächelt und ſagt immer: „Sta bene, ſta bene!“ Er will an der lautloſen Umarmung von Mutter und Tochter nicht teilnehmen. Aber er ſingt mit ſeiner Greiſenſtimme dazu ganz zufrieden: „Sta bene!“

„Giorgio!“ gebot nun die junge Frau über die Achſel der Mutter in die Gaſſe hinab.

Auch das noch! Der Schwiegerſohn, Maddalenas Gemahl, ſtößt ſeinen Buben aus der Reihe. „Geh,“ murrte er anſcheinend böſe, „und gib der Nonna noch einen Kuß! Aber recht, nicht wie vorhin! Lauf!“

Der ſchlankſe Junge, mit dem ſchmutziggelben Geſicht, den rabenſchwarzen Krauſen und mit Zähnen, die wie ſcharfe ſilberne Nägel aus dem hungerigen Maul blißen, wendet ſich zurück in die Schar. Er will nicht. Siebzehn Jahre zählt er. Das iſt zu viel, um vor allen Leuten auf der Straße eine uralte Donna zu küſſen. Ja, das Kind Benedetta nebenan auf dem Karren, das küßt er vor der ganzen Stadt. Er hat glänzende, ſchon etwas trübe Augen, und um ſeine magern Wangen ſpielt etwas wie Leidenschaft. Wahrhaftig, der hat ſchon reichlich geküßt! Aber hier will er nicht. Er verbirgt ſich unter den andern Köpfen.

„Giorgio!“ befiehlt nun die junge Mutter faſt drohend.

„Wohin reißen denn dieſe vielen Leute?“ frage ich einen zuſchauenden Mann in blauen Hoſen mit roten Schnüren. Es iſt der Polizeikapitän del Sere.

„Nach Amerika — Argentina... Hier haben die jungen Leute nichts zu tun als zu hungern!“

Ah, nach Amerika! Jetzt begreife ich.

„Signore, dort müſſen ſie ſchwer arbeiten. Aber ſie haben zu eſſen und bekommen Silber, wahrhaftiges Silber. Nur für uns Alte iſt das nichts mehr.“

Die Alten haben nichts mehr zu ſuchen! Die Alten müſſen zu Hauſe ſterben... Aber ſchau, ſchau, nun geht Giorgio doch hinauf. Wußt' ich's doch!“

Jawohl, der Bub ſieht Großmutter nie wieder. Es iſt wahr. Also ſpringt er raſch mit einem Schritt die drei Stufen hinauf, rot bis unters Stirnhaar vor Scham. Und die Greiſin läßt ihre Tochter los und nimmt dafür ihren angebeteten Enkel an beiden hüpfenden Backen in ihre dürreren Hände, ſchaut ihn mit ſchwimmenden Augen ganz nahe an und verküßt ihn. „Tu, tu... O tu!“ ſtöhnt ſie. Geſchaukelt hat ſie ihn, gepöppelt und verhätschelt, ſo böſe und ſtolz er war, und nun entſchlüpft er ihr für immer, dieſer ewige Quäler und ewige Erquickter ihres Alters! Ach, ſonnenlos iſt, was noch kommt!

„Addio! Ich werde dir Geld ſchicken, Nonna!“

Ah, was iſt das, Geld! „Aufs Wiederſehen,“ ſagt ſie, „aufs Wiederſehen!“

Das kann er nicht erwidern, nein. Groß iſt das Leben, das nun kommt. Großmütter ſterben wie Fliegen weg, ſchon eh' es recht beginnt. Sehen werd' ich dich nie mehr. „Addio, Nonna! Addio! Bald ſchreib' ich dir!“

„A rivederci!“ behauptet die Alte ſteiffinnig und küßt ihm nochmals beide magern Backen und den fröhlichſtaunten Mund.

Aber jetzt ertönt von der Spitze des Zuges gewaltig wie Donner: „Avanti!“ Der Führer ruft es und weiſt die Straße hinab. „Il treno, orsu!“

Glink rennen Maddalena und Giorgio ſtiegab und verſinken im Zug. Tapp, tapp, tapp marſchirt die Kolonne vorwärts. Da ſieht Giorgio, noch immer gerötet, nach dem Kind auf dem Karren vorne. Wie Benedetta ihm das Geſicht durchmuſtert! Sie hat alles geſehen und gehört. Am beſten das Küſſen. Und jetzt forſcht ſie mit halb-offenem Mäulchen den hübschen Jungen an, warum er wohl ſo geliebt und ſo geküßt wird. Da reiht der nimmerfaule Bursche ſeine naſſen heftigen Lippen auf, ſchließt mutwillig die Augen zuſammen und beugt ſich drohend vor, als wollte er das Dirnlein gleich wie ein Kirſchendieb vom Alt beißen und erbarmungslos verſchlucken. Der Spitzbub, wie gefährlich er ausſieht! Das Mägdlein ſtarrt ihn noch ein willenloſes Momentchen an und kehrt ſich dann erſchreckt um. Aber Giorgio lacht weiter. Dieſe Kirſche und noch viele Kirſchen, bei Gott, er wird ſie ſtibitzen!

Von der Hausſtiege nickt der kindiſche Alte noch immer: „Sta bene, ſta bene!“ Dann ſchlurft er ins Haus. Aber die Nonna ſchaut dem Zug nach, mit beiden Händen ſich an den Pfoſten haltend, und flüſtert immer leiſer: „A rivederci, a rivederci!“ Dann grübelt ſie etwas aus der Taſche. Gott, wie närrisch, einen Pfirſichſtein! Vom erſten Pfirſich dieſes Jahres: Giorgio hat die ſamtene Frucht vor ihren Augen geſeſſen und das letzte rote Fleiſch wie ein junges Raubtier vom Stein gekerbt. Wie ſeine Augen glänzten und ihm der Saft von den weißen Zähnen tropfte! Dann gab er ihr großartig den Stein zum Geſchenk. „Ecco, Nonna, mußt auch was davon haben!“

Ei der Tausend, den will sie sogleich in einen Blumentopf stecken!

Und sie sitzt am Topf und wartet bis ein grüner Schimmer herausblüht. Das wird in einem Jahre geschehen. Dabei vergeht die Zeit. Und noch drei Jahre wird sie warten, dann blüht das Geschöpflein. Und so vergeht die Zeit. Und in zehn Jahren — o, sie hätte Geduld für hundert Jahre! — aber schon in zehn Jahren wächst ein Pfirsich daran. Ganz gewiß! Und das ist Giorgios Pfirsich, fast wie aus seinem Mund gewachsen. Den muß er wieder essen, damit sie den Stein bekommt, o ja, a rivederci, kein Zweifel, so geht es weiter und weiter. Lustig über ihr graues nasses Kurzelgesichtlein hüpfst dieser Traum, und behend wendet sich das kleine Frauelein und trippelt ins dunkle Haus hinein, um den schönsten ihrer vielen schönen Blumentöpfe auszulesen. In der fernen ungeraden Straße verschwindet der Zug auf einmal.

„Sie haben noch viel Zeit,“ murmelt der Capitano, „und pressieren so! Kurios, immer pressieren sie so! Das sind acht Familien. Im April waren es auch acht!“

„So viele!“

„Und letztes Jahr sind vierundliebenzig Menschen hinübergereist!“ Er deutete über den Monte Velino, wo nach seiner bescheidenen Globuskennntnis Argentinien liegen mußte.

Traurig gestimmt zog ich weiter. O Bernardino di Siena, sei froh, daß du das nicht siehst! Nicht einmal Brot hat dein Vaterland für seine Kinder mehr. Die halbe Welt müssen sie durchsuchen um eine Krume zum Sattwerden. Und das andere Brot, ohne das man bei allen Fleischtöpfen Aegyptens und Argentinien hungert, ach, Bernardino, wer gibt ihnen das andere Brot?

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Also war auch im Marquardtenhause nach solchem Winter der Frühling wieder ein Eisbrechen und ein Auftauen aller Bächlein und Ströme der Hoffnung nach ihrem Meere. Das Jahr aber versprach Gutes, und die Blust war wie eine weiße Wolke über dem Obstgarten. Das Wetter war fruchtbar und ein göttlicher Wechsel von Sonnenschein und mildem Regen, und das Gras schoß bald wie ein dicker grüner Wald empor, sodaß die Bauern gen Kostniz Vieh kaufen gingen. Da führte denn auch der Marquardt eines Abends einen starken schwarzen Geißbock am Stricke das Land herauf nach seiner Hofstatt und freute sich seines Kaufes; denn er wollte wieder eine Zucht und eine Bauersame haben, und sollte es auch nur die eines Geißbauern sein.

Als die Marei andern Morgens die Stalltür öffnend des schwarzen Untiers gewahr ward, fiel sie ein heftiger Schreck an, daß sie zu zittern begann. Aber gleich schämte sie sich ihrer Angst, und wie zum Troste trat sie näher und fuhr dem Tiere, mit den bebenden Fingern es kaum berührend, über die wirren schwarzen Rückenzotteln, also daß der Bock mit kurzem eigenwilligem Rucke den Kopf seitlich senkte und die Marei roten feurigen Auges von unten her anglokte, wild, fremd, seltsam, daß sie unwillkürlich zurücktrat, unwillig fast — und da gedachte sie plötzlich eines Bildes aus ihrer Kindheit, das ihr einst der Vater in der alten Bibel gewiesen, so Satanas den Verführer darstellte, wie er in Gestalt eines schwarzen Bockes, aufrecht aus einem Busche lauernd mit großen roten Augen, auf den Gang des Nazareners in die Wüste wartete, damit er ihn von der Höhe des Berges in den Abgrund stoße. Und wie sie da, des Bildes gedenkend, lächeln mußte, schlug sie doch wieder einmal das Kreuz und überfiel sie wieder einmal die Angst und die Ahnung. Der Bock aber glockte sie noch immer an, roten großen Auges, und zeigte das Weiße. Und dann schalt sie sich wieder töricht und abergläubisch. War sie denn nicht gestürzt und gestraft und gebüßt genug und Fastens satt, ob sie gleich nicht in der Wüste wohnte?

Mit solchen Gedanken wollte sie sich Angst und Ahnung aus dem Gemüte bannen, aber es wurde ihr schwer und gelang nur schlecht. Wie es nun einmal vielen Menschen gegeben ist, daß sie auf die Zeichen und Stimmen der Natur mehr als auf die Worte der Propheten gehen, so hatte sich auch von Stund an der Marei eine ganze Traurigkeit bemächtigt, daß sie oft vom Tode sprach und vom Sterben und die Kinder lehrte die „Todsangst“ beten.

Es war ein herrlicher Maien: die Blust ohne Hagel vorbei, das Gras früh und hoch, dazu wallte die Saat dick aus dem Boden wie die Wolle eines jungen Hundes. Die Bauern aber waren des vergnügt und froh, lachten und opferten zuweilen auch, heut in der Kirche, morgen im Leuen, wie's sich gerade traf. Da schossen auch dem Marquardt alte versteckte Hoffnungen wie Grasbüschel aus seinem Herzen wieder auf, daß er sie mit Liebe hegte und nährte, wie Kinder, und in die Kirchen lief, für sie zu beten.

Ein heller heiterer Heiligkreuztag war angebrochen, da sie vom ganzen Unterland und vom See junge Buchen- und Eschenstauden, mit Frucht und Aehren und Symbolen der Ernte aller Art behangen, gen Kreuzlingen wallfahren trugen zum Heiligenkreuzbild. Da hatte denn auch der Marquardt sich in aller Morgenfrühe aus dem Wald ein ragend Eschenstämmlein geholt und sich daraus einen „Balmen“ zurechtgeschmückt. Den wies er seinem Großen, dem Marquardtlein, und hieß ihn zugleich, der Ziege und der Kinder hüten und der Mutter gehorsamen, indes er für sie alle zum Heiligenkreuzbild wallfahren gehe. Denn im Grunde war er ein frommer Mann, und da der Tag schön und heiß war, dachte er einer guten Andacht und eines gesegneten Durstes und Weines teilhaft zu werden. Pfligten doch die vom See bei solcher Gelegenheit auch ihren „alten Roten“ zur Weihe vorzuführen.

Eine Stunde vor Vesper, als die Sonne etwas nachgelassen und die ob der Hitze wild gewordenen Fliegen sich müde gesurrt, schickte die Mutter das